Richard Wagner: Symbolische Konstruktionen (insbesondere Identität) in Mittel- und Südosteuropa
In: Matthias Theodor Vogt, Jan Sokol, Beata Ociepka, Detlef Pollack, Beata Mikołajczyk (Hg.):
Peripherie in der Mitte Europas. Schriften des Collegium PONTES Band 2
Peter-Lang-Verlag Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt am Main, New York, Oxford, Wien 2009
DOI 10.1696/cpjgIII-2004-5

Richard Wagner

Symbolische Konstruktionen (insbesondere der Identität) in Mittel- und Südosteuropa

Am Anfang, und als dieser Anfang gilt 1989, war der Ruf nach Freiheit. Er währte, wie wir inzwischen wissen, nicht lange. Einmal erreicht, nahm man die Freiheit für bare Münze. Ein anderer Begriff, einer von hinter der Bühne, sollte eine viel größeres Gewicht erhalten, bis heute, die Identität.

Wenn am Ende des Kommunismus die Frage stand: Was darf ich?, heißt es anderthalb Jahrzehnte später: Wer bin ich? Oder gar: Wer sind wir? Fragen, die sich von den Rändern aus stellen. Sich zu Nachrichten formen, die ins Zentrum drängen. Exotik als Faktum. Europa ist größer als die EU. Immer noch.

Europa. Mitteleuropa. Der Balkan. Schlagworte wirken, wie sie fallen. Identität beschreibt Zugehörigkeit. Politik, Geschichte, Kultur, Sport, Sprache. Der Einzelne tritt in die Masse zurück, in der er, einmal anonym geworden, nach Symbolen ruft.

Wir fragen uns, was bedeutet es: »Wenn hinten weit in der Türkei / Die Völker aufeinander schlagen«, wie Goethe im *Faust* sagt? Seit zweihundert Jahren fragen wir uns das. Immer, wenn sie aufeinander schlagen, stellen wir uns diese Frage. Wenn schon. Was hat es mit uns zu tun? Bismarck erklärte 1876 in einer Reichstagsrede, der Balkan sei nicht die gesunden Knochen eines pommerschen Musketiers wert.

Wenn die EU von 15 auf 27 Staaten erweitert wird, so wird nicht Europa größer, sondern die EU anders. Man erkennt das Ganze an seinen Rändern. Wo die Mitte längst als Mitte verblasst ist, bedienen die Ränder die Vorstellungskraft. Das zeigt das Beispiel Habsburg. Wo eine Imagination der Mitte ihren Gegenstand verloren hat, wie in der EU, bekommen die Ränder diese Aufgabe. Vom Rand her wird dem Westen die europäische Idee in Erinnerung gerufen. Der Rand als Gedächtnisplatte?

Die Ränder der Realität sind die Ränder der Bibliotheken. Sie erscheinen schmuddelig und erhaben zugleich. Wer aber lernt schon vom Rand, wenn der Rand selbst nicht sein Gewicht erkennt, bisweilen sogar für falsch hält?

Der Mythos Mitteleuropa

In den 80er Jahren nahm ein Begriff seinen glänzenden Aufstieg, den man für tot gehalten hatte: Mitteleuropa. Gern wurde er im deutschen Original und in Anführungsstichen gebraucht. Es war ein Begriff aus der historischen Versenkung, versenkt durch den Kalten Krieg. Mitteleuropa war in den 80er Jahren ein Intellektuellenwort. Ein fast schon philosophisches, angesichts des öden politischen Jargons der Zeit. Es waren ja auch Schriftsteller, die Mitteleuropa wieder ins Gespräch brachten. Schriftsteller aus dem Ostblock: Milan Kundera, György Konrad, Danilo Kiš.

Trotz seiner kulturellen Aufladung, die beispielsweise den Ungar Konrad sogar zur Beschreibung als Antipolitik brachte, war es ein politischer Kampfbegriff. Er stellte die Blockzugehörigkeit der Sowjetsatelliten in Frage, behauptete dagegen deren Zugehörigkeit zu Europa. Es war aber nicht mehr eine simple antikommunistische oder systemkritische Positionierung wie der Budapester Aufstand, man argumentierte vielmehr geopolitisch.

Mit dem Begriff Mitteleuropa kehrte die Geopolitik zurück, aber auch die Bürgergesellschaft, die civil society. Die Verfechter der Mitteleuropathese, von Ljubljana/Laibach bis Krakau, zielten auf beide Welten, Ost und West. Dem Sowjetimperium sollte klar gemacht werden, dass man mit Russland grundsätzlich nichts gemeinsam habe. Am deutlichsten war darin der Tscheche Kundera. In seiner Position kam die Absage der Tschechen an Russland zum Ausdruck, eines Tschechiens, das sich die territoriale Absicherung gegen Deutschland mit der sowjetischen Besatzung erkauft und damit die Unterdrückung der eigenen Identität eingehandelt hatte, die Niederschlagung des Prager Frühlings. Aus den Worten Kunderas spricht die Erfahrung dieser Niederlage. In Slowenien wiederum war es ein Aufbegehren gegen das Eingebundensein in Titos Balkan-Staat. So war der Mitteleuropabegriff auch nach seinem Wiederauferstehen gegen den Panslawismus, den man als antieuropäisches Projekt verstand, gerichtet, und identitätsstiftend. Auf der anderen Seite versuchte man mit dem Begriff im Westen Staat zu machen. Mitteleuropa ist aber ein Begriff, den der Westen wenig schätzte, in dem dieser Begriff kaum je eine nennenswerte Rolle spielte. Die Ostvölker wollten ja auch nur sagen, wir gehören zu Europa. Spätestens damit hatte der Begriff den Status einer Metapher. Als dieser Status erreicht war, konnte auch die Phantasie ihren Lauf neh-

men. Als Ostmitteleuropäer bezeichneten sich Völker wie die Slowenen, Ungarn, Tschechen und Polen.

Niemand hat sich jemals als Westmitteleuropäer bezeichnet. Warum auch? Der Begriff Ostmitteleuropäer diskreditierte vielmehr die Bezeichnung Osteuropäer und Osteuropa. Das wollte praktisch keiner mehr sein. Osteuropa war plötzlich Sowjetunion. Der Mitteleuropabegriff zielte aber auch auf die innere Verfasstheit der jeweiligen Länder. Mit der civil society wandte er sich gegen den Sowjetmenschen, gegen den bolschewistischen Autoritarismus.

Die frischgebackenen Ostmitteleuropäer haben sich am Ende der 70er und im Jahrzehnt danach des herrenlosen Begriffs bemächtigt. Dieser war historisch ja deutsch und österreichisch besetzt. Wobei der pragmatische Hintergrund Mitteleuropas in seiner österreichischen Variante, in der habsburgischen, wie der Prager Schriftsteller Urzidil formulierte, hinternationalen Ausformung, erschien. Mitteleuropa war die Folie der habsburgischen Bürgergesellschaft und gleichermaßen des habsburgischen Imperiums. Es war imperial und zivil zugleich. Sein Nachleben war auch bereits in den 20er Jahren Gegenstand der Nostalgie. Mitteleuropa installierte sich im Gedächtnis als Kakanien.

Im preußischen Deutschland dagegen war es von Anfang an ein ideologisches Instrument des Imperialismus. Friedrich Naumann formulierte seine Mitteleuropathesen während des Ersten Weltkriegs, um eine deutsche Vorherrschaft im Osten Europas zu begründen. Preußen ordnete den Begriff dem eigenen Nationalismus unter. Diese Detournierung des Begriffs hat es gewissermaßen mit Polen gemeinsam, das ebenfalls den Nationalbegriff darüber stülpte. Bezeichnend ist, dass der Mitteleuropabegriff für die Opposition in der DDR keine Rolle spielte, und das er in Polen nicht diese Geschichtsmächtigkeit aufwies, wie in Prag oder Budapest. Die polnischen Zentren des historischen Mitteleuropa waren wie Lemberg/Lwów entweder außerhalb der Staatsgrenzen, oder wie Krakau nicht im Mittelpunkt der sozialen und politischen Bewegungen. Die hatten andere Quellen, in Danzig und Warschau. Und einen deutlicheren Bezug zu Amerika und Frankreich als zur Nachbarschaft. Man kann sagen, dass die Wiederbelebung des Begriffs Mitteleuropa ein Vorgriff auf das Jahr 1989 darstellt. Als der Sowjetblock verschwunden war und die Ostmitteleuropäer in die Freiheit und Marktwirtschaft entlassen waren, verblasste der Begriff umgehend

wieder. Man wollte kein Mitteleuropa, dessen letzte politische Erscheinungsform in der Übergangszeit der frühen 90er Jahre die Vereinbarung von Visegrad, zwischen Ungarn, der noch existierenden Tschechoslowakei und Polen war. Die neuen Ziele wurden EU und Nato, sie sind praktisch erreicht. Und damit sind die betreffenden Länder Teil des Westens und können Mitteleuropa in die Kaffeehauskultur verabschieden.

Mitteleuropa unterschlägt gerne seine Realität. Er taucht mit Vorliebe als Projekt auf, als Vision. Von Habsburg, dem es weitgehend seine Existenz verdankt, redet es fast nie. Die nostalgisch gestimmten Ostmitteleuropäer meinen bis heute nicht das Imperium sondern die Alltagskultur. Während sie die Bürgergesellschaft beschwören, behalten sie auch ihre eigenen nationalen Projekte im Kopf. Darin besteht bis heute die Ambivalenz des Begriffs.

Mitteleuropa ist immer dort, wo Europa noch nicht ist. Wo der Westen noch nicht ist. Zu beobachten ist dieses neuerdings in den Ländern, die vorerst außerhalb der EU geblieben sind, in Rumänien, in der Ukraine und in Serbien. In deren ehemaligen habsburgischen Gebieten, Banat, Siebenbürgen und Galizien und der Vojvodina. Überall in diesen Gegenden haben sich in den 90er Jahren regionale Identitäten verstärkt artikuliert. Sie werden gegen den Zentralismus in Stellung gebracht, gegen die jeweiligen Metropolen Kiew, Bukarest und Belgrad, die man gleichermaßen als ausbeuterisch und orientalisch / balkanisch, im Grunde als barbarisch oder nichteuropäisch empfindet. Sowohl die politischen Bewegungen wie die kulturellen Projekte berufen sich auf die mitteleuropäische Vergangenheit, die sie identifikatorisch einsetzen. Dies gilt für das Regionalparlament in serbischem Novisad / Neusatz, das die Autonomie wieder herstellt, genau so wie für die nationalistische ukrainische Bewegung im Lwów / Lwiw / Lemberg, die sich dem russifizierten Ostukraine entgegenstellt. Nicht anders die in den letzten Jahren aufgetretene Regionalistenbewegung im rumänischen Siebenbürgen.

Man muss nur die kürzlich auf Deutsch erschienenen Essays von Andruchowitsch lesen, in denen der mitteleuropäische Hintergrund seiner Stadt des ehemaligen kakanischen Stanislau beschworen wird. In Temeswar / Timişoara im rumänischen Banat betreiben Schriftsteller und Intellektuelle seit etlichen Jahren ein Projekt namens *Das Dritte Europa*, das grenzüberschreitend mitteleuropäische Bücher in die rumänische Öffentlichkeit und damit in die Debatte einbringt.

Der Mitteleuropabegriff ist damit ein Stück weiter nach Osten gewandert. Er frisst weiter am Territorium Osteuropas, und seine Kraft als Metapher scheint auch in seinem neuen Wirkungsbereich zu bestehen. Dabei kann er als Phantasieprodukt wirken und zur Selbsttäuschung der Betroffenen angesichts der desolaten Realität in ihren Ländern führen. Zur Verstärkung auch der inneren Spannungen in den jeweiligen Nationen, zu einem Lega-Nord-Phänomen, das die Loyalität zum Zentrum in Frage stellt, mit Folgen. In der Metapher Mitteleuropa hat Vieles Platz: Ein grenzüberschreitendes urbanes Lebensgefühl, föderales Denken, aber auch Provinzialismus und sogar schriller Nationalismus.

Es kann aber auch eine Stärkung der Bürgergesellschaft an der Peripherie Europas mit sich bringen. Wenn das gelingen sollte, wäre es ein Beitrag zur regionalen Stabilität. Mit Ostmitteleuropa ist ein Identitätsraum abgezirkelt.

Mitteleuropa und Habsburg
Gegen die Musealisierung eines Lebensgefühls

Franz Ferdinand nennt sich eine erfolgreiche schottische Popgruppe. Taugen die Habsburger immer noch zur Provokation? Keine andere Dynastie ist soviel gescholten worden. Die Häme über sie gilt als Intellektuellensport. Dabei sind ihre politischen und gesellschaftlichen Leistungen einzigartig. Die Donaumonarchie ist in der Zeit der Industrialisierung Mitteleuropas das einzige Beispiel eines gut funktionierenden transnationalen Staatsgebildes. Noch im Scheitern beweist sie, dass eine Brücke zwischen dem spätmittelalterlichen abendländischen Zunftgedanken und dem modernen Individualismus des Fin de siècle möglich gewesen wäre.

Das Verharren auf dem gemeinsamen europäischen Fundament war stets ein Dorn im Auge der Nationalisten von 1848, die nach Freiheit strebten, aber auch nach ethnischer Separation. Ungarn, Italiener, Rumänen und Slawen sahen sich durch die Habsburger an ihren nationalstaatlichen Projekten gehindert. Sie wussten nichts Besseres zu tun, als die josefinische Toleranz für das Vorantreiben des Separatismus zu nutzen. Dabei haben ihre nationalen Erwecker von den habsburgischen Freiheiten massiv profitiert, von Vuk Karadžić über Dositej Obradović bis Mihai Eminescu.

Der Josefinismus war darüber hinaus fester Bestandteil des französischen Feindbildes Habsburg, konnte er doch als Beleg dafür gelten, dass die Aufklärung nicht zwangsläufig im Blutbad der französischen Revolution enden musste, sondern auch die Gestalt der Reform, wie sie im Toleranzpatent sichtbar wurde, hätte annehmen können.

Habsburg konkurrierte um die Hegemonie bei der angestrebten deutschen Einheit. Es wurde damit zum ernsthaften Rivalen Preußens. Habsburg verlor den Wettbewerb, weil es sich nicht auf ein ethnisches deutsches Maß reduzieren ließ. Preußen hat damals eine Diffamierungsstrategie eingeleitet, die bis heute nachwirkt. So spricht man von den historischen Verdiensten der deutschen Sozialdemokratie, ohne einen Gedanken an deren Konformität innerhalb des Bismarckschen Korporatismus zu verschwenden. Von den exemplarischen Ideen der Austromarxisten in der Nationalitätenfrage will aber keiner etwas wissen. Otto Bauer und Karl Renner gehören zu den großen europäischen Unbekannten. Dass sie die Erfinder des ›Dritten Wegs‹ waren, weiß kaum noch jemand, obwohl sich selbst Salonsozis wie Blair und Schröder des Begriffs bedienten.

Dass die meisten ostmitteleuropäischen Politiker der neuen selbständigen Staaten in den habsburgischen Parlamenten ihr Handwerk lernten, bleibt bis heute unerwähnt. Es passt nicht in die nationalstaatliche Mythenbildung. Dabei waren die meisten Gründungsfiguren der Nachfolgestaaten in der habsburgischen Politik aktiv. Vom viel gepriesenen tschechischen Präsidenten Tomàš G. Masaryk bis zu den kroatischen und rumänischen Bauernpolitikern Stjepan Radić und Iuliu Maniu.

Dass die meisten Nachfolgestaaten eine blasse Kopie der habsburgischen Vorkriegsordnung darstellten, um nicht zu sagen eine Parodie, geht bis heute im Getöse der nationalistischen Geschichtsklitterung unter. Im vermeintlichen ›Völkergefängnis‹ Habsburg stand der Text der Kaiserhymne in sieben Sprachen zur Verfügung. Wohl eher ein ›Völkersanatorium‹, wie gelegentlich angemerkt wurde. Nie war man in Mitteleuropa, trotz allem Wiener Antisemitismus, der Integration der Juden so nahe wie im Kronland Bukowina. In keinem der Nachfolgestaaten erreichten Wirtschaft, Kultur und Politik später das Niveau der habsburgischen Zeiten wieder. Das gilt von Triest bis Czernowitz und von Pressburg / Bratislava bis Temeswar.

Schon fast hysterisch wirkt die Ausgrenzung der Habsburger im deutschsprachigen Restösterreich, in der heutigen Republik Österreich.

Gleichzeitig wird seit Jahrzehnten ein Schönbrunn- und Opernballtourismus gepflegt, der sich schamlos der monarchischen Nostalgie bedient. 2004 wurde in der Hofburg ein Sissi-Museum eingerichtet. Eine ›Inszenierung von Gefühlen‹ sehen die Veranstalter darin.

Während die große Mehrheit der Österreicher dem Führer entgegenfieberte, waren Vertreter der Dynastie Fürsprecher der Paneuropabewegung und des antifaschistischen Widerstands. Otto von Habsburg wurde im Dritten Reich steckbrieflich als Hochverräter gesucht. Er verbrachte die Kriegszeit im amerikanischen Exil. Das von den Nazis beschlagnahmte Privatvermögen aber und der 1765 eingerichtete ›Familienversorgungsfonds‹ befinden sich noch heute im österreichischen Staatsbesitz.

Die Paneuropabewegung Otto von Habsburgs sollte 1989 mit dem Grenzpicknick zwischen Ungarn und Österreich zur Aufhebung des Eisernen Vorhangs beitragen. Dies, während die Kaffeehaus-Intelligenzja Wiens sich anschickte, einen EU-Beitritt des Landes zu blockieren.

Auch heute gäbe es in der Frage der europäischen Integration einiges von den Habsburgern zu lernen, vor allem bei der Überwindung des nationalistischen Provinzialismus. Das habsburgische Modell wird aber von allen Seiten ignoriert. Im Zuge der EU-Osterweiterung, als eine wahre Flut von Artikeln über Ostmitteleuropa die Zeitungen beherrschte, fand sich kaum jemand, der auf die habsburgische Geschichte verwies. Allein der Publizist Richard Swartz erinnerte an das Beispiel Habsburg und dessen kosmopolitischen Kultursockel, den er in vier Institutionen erkennt: Kaiser, Kirche, Armee und Kaffeehaus. In ihnen sieht er den *modus vivendi* verkörpert, den ein Großstaat zu leisten hat

Der ungarische Botschafter in Wien hingegen vermied es im Frühjahr (2004) die Habsburger zu erwähnen, als er eine Formel für die regionale Kooperation zwischen den Visegrad-Staaten Ungarn, Tschechien und der Slowakei sowie Österreich und Slowenien innerhalb der vergrößerten EU vorschlug, obwohl diese Länder den Kern des ehemaligen habsburgischen Kulturraums darstellen. Die Feigheit der Politik hat im heutigen Europa überall die gleichen Gründe. Es ist das Unvermögen, sich gegen die kollektiven Mythen zu stellen.

Anstatt die Erfahrungen der Habsburger produktiv zu machen, betreibt man überall, sowohl in der Wiener Mitte wie auch an den traurigen Rändern, die Musealisierung eines Lebensgefühls. Selbst im Wirkungsbereich der sprichwörtlichen Krakauer Überheblichkeit ist das Konterfei des Kai-

sers Franz Josef auf dem Etikett der Mineralwasserflasche zu sehen. Gleichzeitig entspricht man noch in der Mythen-Verwertung dem polnischen Ausnahmeverständnis, das sich der übernationalen Zuordnung traditionell verweigert. ›C.K. Dezerter‹, kaiserlich-königlicher Deserteur, nennt sich ein Restaurant gleich hinter dem Marktplatz. Die *exception polonaise* wirft aber ihren Schatten heute auf die Debatte um die EU-Verfassung.

Andernorts beschwört man die Rituale der verblichenen Monarchie, um sich über die aktuelle eigene Bedeutungslosigkeit hinwegzusetzen. Eine touristisch genutzte Mythenbildung ersetzt und blockiert endgültig die Besinnung auf die Faktoren des habsburgischen Erfolgs und Scheiterns in den betreffenden Städten, sei es nun Lemberg oder Czernowitz. In ihnen herrscht genau jener Provinzialismus und Nationalismus, den die Habsburger mit ihrem transnationalen Modell zu überwinden suchten. Wenn sich heute ukrainische Nationalisten auf Habsburg berufen, so ist es nicht anders als im 19. Jahrhundert ein Missbrauch. Damals war es eine Zweckentfremdung des von Wien gewährten kulturellen Freiraums, heute ist es eine reine Kopfgeburt, die nicht nur wenig mit der bitteren Realität zu tun hat, sondern das wirkliche politische und kulturelle Engagement geradezu umgeht. Um die habsburgische Erfahrung produktiv machen zu können, ist eine Kritik der Nostalgie unerlässlich. Ebenso notwendig ist eine Überprüfung der Geschichtsschreibung in den Nachfolgestaaten, die auf die nationalistischen Parolen ihrer Gründungsaktivisten zurückgeht. Der Blick auf die Bedeutung des habsburgischen Projekts ist immer noch verstellt von den Verleumdungen der Nationalisten und der imperialen Konkurrenz: Preußen, Frankreich und Russland. Erst eine Dekonstruktion dieser realitätsblinden Denkmuster wird eine brauchbare Einschätzung des Phänomens ermöglichen, nicht zuletzt als Lehrbeispiel für die zukünftige Europäische Union.

Zauberwürfel

Von Ostmitteleuropa nach dem Südosten und Osten eröffnet sich ein Übergangsgebiet, das ein von *political correctness* ungetrübter Geist wie Karl Emil Franzos noch als Halb-Asien bezeichnen konnte. Heute ließe sich sagen: Peripherie, Rand. Bühne für das Völkerkonglomerat: Jedes Dorf ein Kosmos, in der Nachbarschaft eine fremde Welt. Umso stärker das Bedürfnis nach Identität als Unterscheidungsmerkmal.

Die wichtigste Innovation, die Ostmitteleuropa in den letzten Jahrzehnten zu verzeichnen hatte, war der Zauberwürfel des ungarischen Professors Ernö Rubik von 1974. Könnte nicht alles ein Spiel sein? Und die Kriegserklärung eine Quizfrage? Wie diese: Wo hört Mitteleuropa auf und wo fängt der Balkan an? Wer ist wer?

Der Jugoslawe

Die große Erzählung über den Balkan gibt es nicht. Alle wollen sie uns erzählen, aber es gibt sie nicht. Der Balkan setzt sich vielmehr aus einer Unzahl von Geschichten zusammen, aus Marginalien. Der Balkan ist nicht bloß eine marginale Welt, er ist eine Welt der Marginalien.

Eine Randgeschichte aus dem Wien der frühen 90er Jahren, beobachtet in der Straßenbahn, Mariahilfestraße, Westbahnhof: Drei Teenager streiten und balgen sich, sprechen serbokroatisch oder, wie mancher damals noch meinte, jugoslawisch. Nach einer Weile, als die Leute in der Straßenbahn zu murren beginnen, halten die jungen Kerle inne. Zwei von ihnen, die hellhäutigen, zeigen auf den dunkelhäutigen dritten. Sie sehen sich lachend an. Dann sagt der eine, immer noch auf den dunkelhäutigen, den Zigeuner, mit dem Finger zeigend, auf Deutsch: Er ist Jugoslawe. Die beiden hellhäutigen lachen wie über einen guten Witz. Die Straßenbahn hält. Alle drei steigen aus. Was ist passiert? Was ist wirklich passiert?

Die Thesen, die die Balkanzone als Produkt westlicher Imagination betrachten, sind nur die eine Seite der Geschichte, sozusagen die sichtbare. Die andere, die unsichtbare Seite, ist das Ergebnis der Imagination der Balkanvölker von sich selbst. Das Wichtigste an der Problematik sind schließlich die realen und historischen Wurzeln dieser Imagination. Warum ist der Jugoslawe Zigeuner? Und was bedeutet das im Grunde? Jeder hat seinen eigenen Balkan. Sein imaginiertes Territorium. Wo die Völker zu nahe aneinander ihre Gemeinschaften pflegen, werden die Claims zumindest im Geist abgezirkelt, wird Imaginationspolitik betrieben. Wenn der Balkan eine Mitte hat, dann wird diese durch das Kloster bezeichnet. Durch den Berg Athos, der nicht von dieser Welt ist. Der Rest ist Folklore. Rand und Grenze. Ort der Anarchie und der Minderheiten. Grenzüberschreitung. Träumen oder Gehen.

Das bessere Banat

Im Banat hat die rumänische Revolution des Jahres 1989 begonnen. Mit den Protesten gegen die Deportation des ungarischen Pastors Tökés in Temeswar. Vor seinem Haus nahm alles seinen Anfang.

Die Banater legen Wert auf die Feststellung, dass die Revolution im Banat begonnen habe. Im Banat habe sie begonnen, und in Bukarest sei sie manipuliert worden. In Bukarest sei sie gefügig gemacht worden.

Das überzeugt den Banater, egal welcher ethnischen Zugehörigkeit, denn Bukarest ist nicht nur die 600 Straßenkilometer weit entfernt, Bukarest liegt in einer anderen Welt. Bukarest ist die ferne Zentrale, die osmanisch geprägte Hauptstadt des Südens, der Balkanmoloch, Sitz der Bakschischbürokratie, schlimmstes türkisches Erbe. Mit Bukarest hatte man bis 1919 nichts zu tun, man war habsburgisch, mitteleuropäisch. Zwar anti-ungarisch, soweit man Rumäne oder Deutscher, jedenfalls Nicht-Ungar war, aber mitteleuropäisch. Es gab nicht nur die überschaubaren 300 Kilometer bis Budapest, sondern auch die 600 bis Wien, die einem gerne auch heute kürzer erscheinen wollen als die 600 bis Bukarest. Zum Balkan.

›Klein Wien‹ sei Temeswar genannt worden, heißt es immer wieder in kulturhistorischen Aufsätzen, in Reiseführern und im Alltagsgespräch beschwörend, als könnte man aus diesem Faktum neue Kraft beziehen, als müsste es ein Symbol sein. Der serbische Schriftsteller Miloš Crnjanski schreibt:

> Temisvar war zu meiner Zeit (1896–1912) ein reizendes Städtchen, verschwenderisch, modern, mit breiten Avenuen, großen Parks, Ruderclubs, aber auch Industrievierteln. Es hatte riesige Exerzierplätze, und Friedhöfe. Es hatte den Beinamen ›Klein Wien‹. Im Herzen der Stadt war das barocke Zentrum mit einer großen katholischen Kathedrale, berühmt durch die dort veranstalteten Bachkonzerte, mit Klöstern katholischer fratres, Piaristen, von denen eines meine Schule war. Gegenüber der katholischen Kathedrale lag die serbisch-orthodoxe Domkirche mit dem Hof des Bischofs, aus Marmor. (...) Unsere Kirche war berühmt durch den Ikonostas des Malers Danilo. (...) Mitten in Temisvar spielte jeden Sonntag, wenn schönes Wetter war, die Militärkapelle. Sie spielte auf dem Marktplatz, den die Terrassen der Restaurants und Eiscafés säumten. Hier ging man spazieren wie in Italien. Vor den Eiscafés standen gewöhnlich, in kleineren Gruppen, die Salonlöwen und Offiziere, ab und an auch eine Gruppe orthodoxer Mönche, mit ihren hohen Mönchsmützen.

Crnjanski, einer der großen serbischen Autoren des 20. Jahrhunderts, hat diesen Text in den 50er Jahren im Londoner Exil verfasst.

Temeswar ist eine jener ehemals habsburgischen Provinzstädte, in denen seinerzeit eine ethnisch gemischte Bevölkerung lebte, in deren bürgerlichen wie auch proletarischen Kreisen um die Jahrhundertwende ein gewisser Kosmopolitismus gepflegt wurde, der in merkwürdig friedlicher Weise mit den diversen Nationalismen des Umlandes koexistierte. Denn multiethnisch war nur die Stadt, in der meist ein urbanes, heute weitgehend untergegangenes Umgangsdeutsch gesprochen wurde. Viele Träger dieser Kultur waren assimilierte Juden.

Die Dörfer ringsum, die Dörfer in all diesen Provinzen, waren national homogen, oder sie waren ethnisch geteilt. Man lebte nebeneinander und pflegte die jeweils eigenen Rituale. Die Roma, die Zigeuner, hatten ihren Ort am Rande der Dörfer. Man kann zwar sagen, ihre Rolle war eine zweitrangige, untergeordnete, aber die Verweigerer der Moderne hatten in jedem Fall als Hilfsarbeiter, Handwerker und Musiker ein besseres Auskommen, als dies später und bis heute der Fall ist. Ihre Identität als Außenseiter schützte sie noch vor dem Paria-Dasein.

Jede ethnische Gruppe hatte ihren eigenen Blick auf das Territorium, jede hatte ihr eigenes Banat. Ihr eingebildetes Banat. Darin spielten sie selbst die Hauptrolle, alle anderen blieben marginal. Und jede Gruppe behauptete von sich selber all das, was auch die anderen von sich behaupteten. Aber das machte nichts. Es machte nichts, solange allesamt an das Banat glaubten. Am Ende war es ja doch nur das Banat. Ob nun das deutsche, das rumänische, das serbische oder das ungarische.

Die Kleinstädte des Banats (Lugosch, Karansebesch, Hatzfeld, Detta, Reschitz) orientierten sich an der Regionalmetropole. Sie waren eine Art ›Klein Temeswar‹. Sie ahmten nicht nur die Alltagskultur der Metropole nach, auch die kreative Beschäftigung mit den Künsten, mit Kulturgeschichte und eigener Historie war kennzeichnend für diese Orte. In diesem Mix entfaltete sich die typisch habsburgische Urbanität, deren Spuren lange über das politische Ende des Imperiums hinaus bis heute sichtbar bleiben. Aus diesen Städten und ihrer Atmosphäre gingen Persönlichkeiten hervor, die jeweils nach ihrem Weggang in den europäischen Metropolen eine Rolle spielten.

René Fülöp-Miller ist 1891 in Karansebesch geboren. Er war in den 20er Jahren ein bekannter Publizist, der sich vor allem mit russischer Geis-

tesgeschichte auseinandersetzte. Er war einer der frühen Kritiker des Sowjetsystems, durch sein 1926 veröffentlichtes Buch *Geist und Geschichte des Bolschewismus*. Fülöp-Miller emigrierte später in die Vereinigten Staaten. Er starb 1963 in New Hampshire. Heute kennt man ihn nur noch durch seine Abhandlung *Macht und Geheimnis der Jesuiten*. Der Kunsthistoriker und Kunstsoziologe Arnold Hauser wurde 1892 in Temeswar geboren. Durch sein Studium in Budapest verband ihn eine enge Freundschaft mit Karl Mannheim. Er gehörte dem 1916 von Georg Lukács begründeten *Sonntagskreis* an. Hauser starb 1978 in Budapest. 1897 wurde in Temeswar Karl Kerényi geboren. Er wurde 1936, nach einem Studium der klassischen Philologie in Budapest und an deutschen Universitäten, Professor für Religionswissenschaften in Pécs / Fünfkirchen und 1941 in Szeged. 1943 ging er in die Schweiz, wo er 1948 Forschungsleiter am C. G. Jung-Institut in Zürich wurde. Kerényi ist bis heute durch seine Studien zur griechischen Mythologie bekannt.

In dem Nordbanater Städtchen Großsanktnikolaus / Sânnicolaul Mare ist der ehemalige Korso eine Fußgängerzone. Hier befinden sich die Cafés der 90er Jahre. Im Sommer stehen Plastikstühle davor, unter Cola-Schirmen. Die Fußgängerzone liegt zwischen der serbisch-orthodoxen Kirche und der römisch-katholischen, die von Deutschen, Ungarn und Bulgaren genutzt wird. Vor der katholischen Kirche ist eine Kreuzung. Nach rechts geht es Richtung Tschanad zum neuen Grenzübergang nach Ungarn und von da gleich wieder ab in den dörflichen Teil der Ortschaft, ins ehemalige deutsche Dorf. Schon nach ein paar Metern, noch im Städtischen und kurz vor dem Kino steht das Denkmal. Das Bartók-Denkmal. Béla Bartók, der ungarische Komponist, ist hier geboren. Weit unten im Dorf steht noch das Geburtshaus, ein unscheinbares Bauernhaus. Und vorne, am Korso, hat vor vielen Jahren, in den Zeiten des Kommunismus noch, ein ungarischer Geschichtslehrer, im Kastell, dem enteigneten Herrenhaus der Nakos, ein Zimmer für Bartók eingerichtet, einen Bartók-Gedenkraum. Später nannte man es Museum.

Die Nakos waren ungarische Grundbesitzer. In ihrem Kastell quartierten die Kommunisten ihre Pionierorganisation ein. Heute ist das Haus ein Jugendclub.

Gegenüber am Korso liegt das Stadtratsgebäude und davor im kleinen Park steht ein unauffälliges Eminescu-Denkmal. Der rumänische Nationaldichter soll hier mal Station gemacht haben. Gut möglich, dass es den

Großrumänen hierher verschlagen hat, als all dies noch in Ungarn lag und habsburgisch war. Für Eminescu reichte das Rumänentum schließlich vom Dnestr bis an die Theiß.

Alle hier Genannten haben das Banat in jungen Jahren verlassen. Inwieweit sie von ihren Erlebnissen und Erfahrungen in der alten Heimat beeinflusst wurden, bleibt zu untersuchen. Regionen wie das Banat schmücken sich jedenfalls gerne mit solchen Persönlichkeiten, auch wenn diese vor allem reüssierten, weil sie das Banat beizeiten verließen. Aber sie haben auch etwas mitgenommen aus diesem Banat.

Die regionale Identität überschreitet die nationale, ohne sie aufzuheben. Sie ordnet sich ihr sogar unter, wenn die Staatsräson es so will, bildet aber auch einen Zufluchtsraum, eine Ausrede. Nichts ist real. Sowohl regionale als auch nationale Identität erscheinen symbolisch aufgeladen.

Die Nationen und das Imperium

In den habsburgischen Provinzstädten hatte auch der jeweilige ethnische Nationalismus seine Nische, im Banat der serbische und der rumänische. Die wichtigen kulturellen Grundlagen für die nationale und nationalistische Emanzipation der Slawen und Rumänen wurden überall in diesen Kleinstädten unter den Augen der imperialen Macht geschaffen. Die für diesen Prozess entscheidenden habsburgischen Regionen waren: Galizien für die Emanzipation der Polen, Siebenbürgen für die der Rumänen und die Gebiete nördlich der Donau für die der Serben. Dositej Obradović, der serbische Aufklärer des 18. Jahrhunderts, lebte im Banat. Der Sprachforscher und Nationalsprachenfinder der Serben, Vuk Karadžić, verbrachte die meiste Zeit in Wien. In Wien ist 1847 *Der Bergkranz* des Montenegriners Njegos erschienen. Die für die Begründung der modernen rumänischen Sprache verantwortlichen Denker der Siebenbürgischen Schule lebten in Blasendorf / Blaj und in weiteren Städten Siebenbürgens.

Alles, was in Russland und im Osmanischen Bereich streng verboten war, blieb im Habsburgischen in irgendeiner Form geduldet. Diese Duldung führte paradoxerweise dazu, dass im Untergang des Imperiums die nationalen Nischenkulturen den Aufstand gegen eben das Imperium organisierten und ihm den Todesstoß versetzten. Unter den Politikern, die 1919 zu Nationalstaatsgründern in Rumänien und Jugoslawien wurden, waren der Siebenbürger Iuliu Maniu und der Zagreber Kroate Stjepan

Radić, beide mit bedeutenden politischen Karrieren in der Doppelmonarchie. Ohne sie hätte es weder Großrumänien noch den gemeinsamen Staat der Südslawen gegeben.

Die Gleichzeitigkeit von Kosmopolitismus und Nationalismus ist eine der Seltsamkeiten des habsburgischen Raums. Die ehemals habsburgischen Regionalmetropolen strahlen bis heute etwas von ihrer alten kosmopolitischen Kraft aus. Ob man nun durch Temeswar / Timişoara im rumänischen Banat, Klausenburg / Cluj und Großwardein / Oradea im rumänischen Siebenbürgen, Segedin / Szeged und Fünfkirchen / Pécs in Ungarn, Kaschau / Košice in der Slowakei, Essek / Osijek in Kroatien, Neusatz / Novi Sad in der serbischen Vojvodina flaniert, überall ist dieses k. und k.-Lebensgefühl bis heute zu spüren. Die ostmitteleuropäische Mehrsprachigkeit, das Stottern der Straßenbahn, die Mehlspeisen. Die Morbidität des Kaffeehauses, in dem die alten Männer immer noch die Ergebnisse des Zweiten Weltkriegs verhandeln, während am Nebentisch jemand etwas schreibt, von dem er denkt, dass man es in 20 Jahren gerne lesen wird. Ab und zu tritt einer unauffällig aus der Tür. Er begibt sich ohne Eile zum Bahnhof, fährt nach Budapest oder nach Wien. Das Reisen ist wieder möglich. Kann aber auch sein, dass er nach Süden fährt, auf den Balkan, dass er ins Gebirge geht und ein Gewehr trägt.

Die Identität ist mehrschichtig. Manche Schichten sind sichtbar, andere nicht. Bilder und Symbole wandern wie in der ewigen Wiederkehr. Jahrzehnte lang ist der Freischärler ein Geschichtssymbol, ein Filmheld. Und dann ist er plötzlich wieder da, mitten unter uns, und der Hass nimmt seinen Lauf.

Die Peripherie hat keine eigenen Begriffe. Sie hat nur die Begriffe der Mitte. Auf diese Begriffe macht sie sich den eigenen Reim. Auf die Nation und ihre Institutionen. Und vor allem auf die Zugehörigkeit: Wer wir sind und wer die anderen sind, die Fremden, die Juden und die Zigeuner.

Wer hat den Rom zum Musikanten gemacht?

In den 70er Jahren trat ein Film aus dem sowjetischen Moldawien seinen Siegeszug durch die Länder des Ostblocks an: *Das Zigeunerzelt zieht in den Himmel*. Es war wahrscheinlich der erfolgreichste Film des 2003 in Moskau verstorbenen Regisseurs Emil Loteanu. Er lebte vor allem von der

Authentizität der Roma-Folklore, die er üppig zu inszenieren wußte. Der Film erzählt die Geschichte eines Pferdediebs, ein klassisches Zigeunerthema, aber auch eines der europäischen Trivialliteratur.

Den Westen erreichte der Trend ein Jahrzehnt später, durch den Film des Bosniers Emir Kusturica *Time of the Gypsies*. Kusturica berichtet weit ausholend von einer Roma-Sippe in den Wirren der Zeit. Ein jugoslawischer Roma-Junge erfährt in Italien die Initiation in die Lebensregeln und in die Kriminalität. Auch dieser Film ist musikalisch opulent ausgestattet. Die Filmmusik von Goran Bregović ist nicht weniger bekannt als der Film selbst.

Warum lässt der Europäer dem Rom die Musik? Man kann beobachten, dass selbst Leute, die den Roma nur höchst ungern Qualitäten zugestehen, ihre Musikkompetenz anerkennen. Der Rom ist Musikant, aber er musiziert für die Europäer, die ihn misstrauisch beäugen. Er war einmal der Fiedler im Restaurant, dem man den Hunderter auf die Stirn klebte, bevor man nach dem nächsten Glas griff, um es auszutrinken. Ein Bericht im *Pester Lloyd* vom letzten Jahr beklagt, dass die Restaurants der ungarischen Hauptstadt, die noch vor fünfzehn Jahren von Roma-Musik erfüllt waren, der Wende und ihrer Konservenmusik zum Opfer gefallen seien. Fünftausend Roma-Musikanten seien arbeitslos geworden.

Den Rom betrachtet man in Europa gerne als Außenseiter. Man goutiert seine Lebensgeschichten als Geschichten vom Rande der Existenz. Die europäische Gesellschaft ist seit jeher von der Exotik fasziniert. In ihrer heillosen Normiertheit faszinieren sie die Abgründe des Menschlichen, die für einen selber Tabu sind. Abgeschreckt und fasziniert zugleich verfolgt man das Roma-Schicksal in der Gleichzeitigkeit seines Elends und seiner Abenteuerlichkeit. Die Musik aber wird zum Transportmittel der Sehnsüchte des in seinem Zivilisationskorsett eingeengten Europäers.

Einen Musiktitel lang kann er den verbotenen Gefühlen freien Lauf lassen, für ein paar Augenblicke darf er gesetzlos sein. Denn die Liebe des Rom ist unbändig und der Besitz ist bekanntlich keine Frage. Sind das nur Roma-Fragen oder viel mehr Projektionen des urbanen Europäers?

Der Rom ist durch seine Musik legitimiert, weil sie von den Europäern gebraucht wird, und deshalb ist er, der Rom, gleichermaßen der Außenseiter und der Musikant. Er darf auf Abruf die Mitte der Gesellschaft unterhalten. Einen Abend lang. So lange ihr danach ist. Das gilt für den

traditionellen Hochzeitsmusikanten aber auch für die Brass Bands, die vor ein paar Jahren plötzlich in den mitteleuropäischen Städten ihr Publikum fanden. Man holte sie von irgendwoher, vom Balkan, zu den Konzerten, und freute sich an ihrer Anarchie und ihren wüsten Geschichten. Man konsumierte diese als ein Mittel gegen die Langeweile in den einfallslosen Metropolen. Der Rom hat Musikant zu sein, ansonsten bleibt er für den Europäer der Zigeuner.

Folklore und Orthodoxie

Fragt man auf dem Balkan nach den kulturellen Grundlagen, gelangt man gleichermaßen schnell zu Folklore und Orthodoxie. Mit der Folklore wird gewöhnlich die Authentizität belegt, mit der Orthodoxie die Originalität. Es sind die beiden Grundbedingungen, mit denen die Balkanvölker sich von anderen unterscheidbar machen wollen. Obwohl sie dabei identisch argumentieren, betonen sie keinesfalls die Gemeinsamkeit, sondern nur die jeweilige nationale Eigenheit.

Die Folklore ist nicht geeignet, um daraus Historie abzuleiten. Folklore abstrahiert. In Mircea Eliades Ansicht überwindet die Folklore Schritt für Schritt das historische Material, indem sie typisiert: Der tapfere Fürst X wird zur zeitlosen Heldenfigur, die auch schon mal mit einem Drachen kämpft. Die Folklore sucht das Typische, um die Zeitlosigkeit zu bannen.

Folklore und Orthodoxie sind die Klammer für die gesamte Region. Von allen Reiseführern starren einen die Fotos mit den bunten Volkstrachten entgegen. In einer Kultur ohne Stadt ist es zwangsläufig die Folklore, die den Aufbewahrungsraum der eigenen Identität darstellt. Märchen und Balladen künden von der großen Vergangenheit, geben dem Gegenwärtigen Trost, erzählen Schicksalsgeschichten. Sie handeln oft von Geschichten der Zwangsläufigkeit, des Opfers, vom vergeblichen Versuch zu entrinnen. So die Geschichte vom Baumeister, der seine Frau einmauern muss, um den Bau fertig stellen zu können.

So ist die Kultur nicht nur Volkskultur, sondern auch Abbild des Gescheiterten. Aber auch der großen Hoffnung. Der moderne Staat des späten 19. Jahrhunderts wurde überall auf dem Balkan als Wiedergeburt verstanden. Als Auferstehung aus den Trümmern des Mittelalters.

Die Fallen der Originalität

Der große Glücksfall für die Südslawen war Herder. Er ermöglichte ihnen durch seine Thesen in den *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, insbesondere im *Slawenkapitel* von 1794, die Aufwertung der Volkskultur. In Abwesenheit einer urbanen und ohne die Möglichkeit, auf eine wie auch immer geartete höfische Kultur zurückgreifen zu können, war es, dank Herder, trotzdem möglich, eine Nationalkultur ins Leben zu rufen. Holzkirchen und Volkslieder grundierten die Wappenarbeit.

Nach dem Vorbild der westlichen Romantik nahmen die Dichter und Denker der jeweiligen Länder das Nationsprojekt in Angriff. Doch die importierten modernen Grundlagen der Kultur wurden stets mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet. Einerseits war man ja stolz darauf, all das, was der Westen vorzuweisen hatte, nun auch selber schaffen zu können, andererseits blieb ein merkwürdiges Beharren auf der Eigenständigkeit. Man wollte sich durch das Eigene auch vom Westen unterscheiden können und dürfen. So wie man sich stets vom Osmanischen unterscheiden wollte, gleichzeitig aber das Osmanische vielfach angenommen hatte. Im Habitus, in der Mentalität.

Umso stärker wurde im Verlauf des 19. Jahrhunderts die Tendenz zur Entosmanisierung. Diese fand durch gezielte Verwestlichung, aber auch durch Betonen des Autochthonen, also der Orthodoxie, statt. Dieser doppelte Versuch der Abgrenzung kennzeichnet die gesamte Zwischenkriegszeit der Balkanländer. Selbst der früh aufkommende Autoritarismus wurde einheimisch begründet. Der serbische Ethnopsychologe Vladimir Dvorniković schrieb in den 30er Jahren eine *Charakterologie der Jugoslawen*, der rumänische Philosoph Mircea Vulcănescu, der später im Gulag ermordet wurde, verfasste 1943 den Essay *Die rumänische Dimension des Seins*. Die Fixierung auf den eigenen Nationalstaat verleitete auch die Wissenschaft zunehmend zur zwanghaften Begründung einer distinktiven Identität.

Gesellschaften, die nicht aus eigener Substanz gewachsen sind, beschreiben ihre Gegenwärtigkeit gerne symbolisch. Die Rhetorik verschleiert das BIP.

Die Rolle der Unterwerfung

Die Symbolik der Orthodoxie und die Mythen der Nationalgeschichte überwölben die Kulturlandschaft des Balkan. Bis heute besteht ein wahrer Kult der Ikone und des Klosters. Daran konnte auch der Kommunismus nicht viel ändern. Die orthodoxe Kirche ging aus dem Desaster des Kommunismus zwar beschädigt, aber auch unbelehrbar wie eh und je hervor. Sie, die wahre christliche Kirche, hat ihren klaren unveränderten Auftrag von Anfang an, den der Liturgie, also den Himmel anzusprechen. Damit ist diese Kirche, im Unterschied zu denen, die aus dem Katholizismus Roms hervorgingen, nicht der wirklichen Welt zugewandt. Die Welt ist die der Weltordnung. Die Weltordnung aber wird von der Orthodoxie als gegeben betrachtet. Sie sieht es nicht als ihre Aufgabe an, in diese Weltordnung einzugreifen. So akzeptierte die orthodoxe Kirche alle Herrschaftsformen und suchte darin ihrer ursprünglichen Aufgabe nachzugehen. Auch während des Kommunismus.

Unter solchen Umständen gibt es innerhalb der Orthodoxie für den Begriff ›Kollaboration‹ kaum eine Vorstellung. Vielmehr muss man sagen, dass sie durch diese grundsätzliche Position der Zuordnung eine bestimmte Mentalität der Unterwerfung und des Hinnehmens von staatlicher Ordnung und Willkür begünstigt hat. Diese Mentalität wird gerne der fünfhundertjährigen osmanischen Herrschaft zugeschrieben, aber auch die Orthodoxie hat ihren Anteil daran.

Glauben ist alles. Man kann auf dem Balkan Menschen sehen, die sich in der an einer Kirche vorbeifahrenden Straßenbahn bekreuzigen. Und die Macht des Glaubens ist die der Gewohnheit.

Bewahren

Andererseits verbindet sich mit der Orthodoxie gerade auf dem Balkan auch ein weltlicher Mythos. Die orthodoxe Kirche gilt bis heute als Verweserin des Eigenen, als Garant der Identität. Dadurch, dass die byzantinische Kirche den Balkanslawen die Verwendung ihrer Sprachen in der Liturgie genehmigte, wurde der Grundstein für die kulturpolitische Rolle dieser Kirche gelegt. Am Anfang war das Kirchenslawisch. Auf seiner Grundlage konnte man zur Autokephalie, also zur Eigenständigkeit der einzelnen Kirchen gelangen. Damit aber wurde die Kirche in den Zeiten

der osmanischen Herrschaft zum Zentrum eines, wie auch immer gearteten, nationalen Selbstverständnisses und im Gefolge davon zur Nationalkirche. Die Religion avancierte sogar zum entscheidenden symbolischen Merkmal für die jeweilige Nation.

Interessant ist, dass die orthodoxe Kirche nie an der Spitze einer politischen oder sozialen Bewegung stand, sie war auch nie Ausgangspunkt von gesellschaftlichen Umstürzen oder Verwerfungen, auch nicht 1989 und danach. In Rumänien bekannte sich die Kirchenführung zum Diktator Ceauşescu noch einen Tag vor dessen Sturz im Dezember 1989. In Serbien hatte sie vor allem im Zusammenhang mit Bosnien und der Kosovofrage eine recht dubiose Haltung. Trotzdem behielt sie in all diesen Ländern ihre geradezu mythische Anziehungskraft. Die Volksreligiosität manifestierte sich nach dem Ende des Kommunismus ausdrücklich in der Zuwendung zur Kirche.

Kathedrale der Erlösung

Gegen das Bedürfnis, die nationale Größe sichtbar zu machen, ist bekanntlich kein Gras gewachsen. Gerade in Krisenzeiten ist die Nachfrage nach erkennbaren Zeichen der kollektiven Größe besonders ausgeprägt. Wo der Lebensstandard zu wünschen übrig lässt, erschallt der Ruf nach der Machtarchitektur umso lauter.

In den orthodoxen Ländern taucht in solchen Situationen regelmäßig der Wunsch auf, eine Kathedrale zu bauen, die höchste und größte aller Zeiten. Es ist zwar in der Regel kein Geld für Krankenhäuser da, aber man will seine Hagia Sophia. Nach der Wende hat auch die rumänische Gesellschaft diesen Punkt erreicht.

Vom Projekt der Kathedrale der Erlösung der Nation ist seit einem guten Jahrzehnt die Rede. Nun aber ist der Plan konkret geworden. Auf Betreiben der Orthodoxen Kirchenleitung hat die Regierung ein Grundstück zur Verfügung gestellt. So weit, so gut. Das Grundstück aber ist Teil eines Traditionsparks in Bukarest, des Parcul Carol. Auf dem Grundstück wiederum befindet sich eine Anlage, die in der offiziellen Zuteilungsurkunde als ›die Immobilie aus dem Parcul Carol‹ bezeichnet wird. Hinter der verdächtig neutralen Umschreibung verbirgt sich die Gedenkstätte der kommunistischen Helden, die offizielle Nekropole der Parteibonzen. Das kommunistische Denkmal wurde in den 50er Jahren errichtet, von ihm

nimmt heute kein Schwein mehr Notiz. Gheorghiu-Dej und seine Kumpane sind für die rumänische Öffentlichkeit längst auf dem Müllhaufen der Geschichte gelandet.

Nun aber ist ein Streit entbrannt, zwischen den Anhängern des Kathedralen-Projekts und seinen Gegnern, vor allem Intellektuellen, die gern als Sprecher der zivilen Gesellschaft auftreten. Sie wenden sich gegen den Standort im Parcul Carol und argumentieren dabei mit dem künstlerischen Wert des kommunistischen Denkmals. Es stamme von dem prominenten Architekten Nicolae Cucu und sei nicht primär durch die kommunistische Symbolik gekennzeichnet sondern durch ein gelungenes architektonisches Konzept. Liebevoll werden auch die Herkunft des Marmors und das zu seiner Bearbeitung importierte Gerät beschrieben.

Alles schön und gut: Nur, es fällt kaum ein Wort über die Aufgabe, die das Denkmal hatte und über seine Symbolik der Erinnerung an die dort geehrten Stalinisten. Das Denkmal ist nicht unschuldig. Wenn man es erhalten will, sollte man zuerst einmal darüber nachdenken, welchen Sinn sein Weiterbestehen haben könnte, ob es zur Aufarbeitung der kommunistischen Vergangenheit beitragen würde.

Die Kathedralen-Fans sollten sich aber fragen, ob sie tatsächlich die Symbolik des Standorts eines stalinistischen Denkmals mitnehmen wollen oder ob es, in Zeiten der leeren Kassen, nicht doch angezeigt wäre, auf das größenwahnsinnige Projekt zu verzichten. Die Erlösung kommt nicht von der Kirche. Die Erlösung aus der Misere kommt vom Arbeitsethos. Wer braucht also diese Kathedrale? Gott mit Sicherheit nicht.

Avantgarde

Obwohl der Balkan durch die orthodoxe Grundierung als kulturell traditionalistisch gilt, hat sich mit den 20er Jahren eine schrille Avantgarde in seinen urbanen Nischen herausgebildet. Orte dieser Avantgarde wurden die schnell zu Metropolen gewachsenen Städte Bukarest und Belgrad und in geringerem Maße Sofia.

Es war, in Abwesenheit eines bedeutsamen bürgerlichen Raumes, eine weitgehend anarchistische und sogar nihilistische Avantgarde, oft von urbanen Juden getragen, aber auch von Slawen und Rumänen. Die letzteren beerbten gewissermaßen jene traditionalistische Freischärlerkultur der Nichtunterwerfung. Sie pflegten den Freischärlerkult der Freiheit.

Die meisten jüdisch-rumänischen Dichter zog es fort in die Zentren des Westens. Einer der ersten, die gingen, war Tristan Tzara, Mitbegründer des Dadaismus in Zürich. Ihm folgten die Surrealisten: Gherasim Luca, Benjamin Fondane, Ilarie Voronca.

Andere, Rumänen, blieben. Sie zogen sich während des Stalinismus in Nischen zurück, überlebten, durften ab den 60er Jahren wieder veröffentlichen, erlangten einen späten Ruhm. Wie Gellu Naum. Saşa Pană sorgte mit seiner Anthologiearbeit dafür, dass die Texte auch den jüngeren Generationen bekannt wurden. Manche gaben auf. Wurden Staatsdichter.

Es gibt eine geheime Verbindung zwischen dem orthodoxen Denken und der künstlerischen Avantgarde. Es ist jene unterirdische Verbindung zwischen der orthodoxen Ikone und Malewitschs Schwarzem Quadrat von 1915. Die Verbindung ist mit der Funktion von Abstraktion in der Orthodoxie zu erklären. Damit hat die östliche Avantgarde andere Grundlagen als die westeuropäische, und das Zusammenkommen der beiden ist in beträchtlichem Maße wahrscheinlich einem Missverständnis zuzuschreiben. Die östliche Avantgarde hatte auf dem Balkan nicht den gesellschaftlichen Einfluss, den man vom Westen her vermutet. Sie denunzierte nicht, sie beschwor.

Das mentale Kloster

Den beschwörenden, also religiösen Charakter kann man an vielen Kunstobjekten aus dem Balkanraum auch heute noch oder wieder erkennen.
Bis heute gilt die Orthodoxie als Inspirationsquelle. Man geht nicht zu den Klöstern, allein um sie touristisch zu mustern, wie es die Kommunisten gerne gehabt hätten. Man tut vielmehr etwas für seine Seele durch einen solchen Besuch, sei es im bulgarischen Rila oder in den Moldauklöstern. Die Orthodoxie ist die Folie der Seele. Der Kult des Klosters ist ungebrochen. Zu allen Zeiten gab es Intellektuelle, die sich zeitweise in die Welt der Klöster zurückzogen, um den Geist des Eigenen gegen die Wirrnisse der Zeiten zu atmen.

Diese Wirrnisse sind stets in den weltlichen Strömungen verortet worden, und diese weltlichen Strömungen wurden als Emanation der außerbalkanischen Imperien verstanden. Das gilt gleichermaßen für Kommunismus und Kapitalismus und für die damit verbundenen Ge-

sellschaftsmodelle, die der Balkanmensch eher hin- als annimmt. Das orthodoxe Kloster hilft ihm nicht nur das auferlegte Modell zu verkraften, es zeigt ihm auf symbolische Weise, dass trotz des Angenommenen auch das Eigene weiter besteht, so wie es in den 500 osmanischen Jahren weiter bestanden hat.

Nach diesem Muster ist die Philosophie auf dem Balkan mit der Orthodoxie verknüpft, aber auch die ikonalen Abstraktionen der Avantgarde erwiesen sich als produktiv. Wie sollte man anders den Erfolg von Strukturalismus, Dekonstruktivismus und Lacanismus auf dem Balkan erklären?

Eine dezidierte Aufnahme orthodoxer Traditionen in Verbindung mit Heideggerischen Ansätzen hat seit den 60er Jahren eine philosophische Schule um den rumänischen Denker Constantin Noica (1909 – 1987) betrieben. Seine Anhänger zogen sich regelmäßig in die Karpaten zum Studium zurück. Dort waren sie unbehelligt vom ideologischen Lärm des Ceauşescuregimes. Sie propagierten den Rückzug, vermittelten aber auch einen klassischen Denk- und Bildungskanon, der gegen das primitive kommunistische Menschenbild wirken sollte. Sie sind in ihrer Arbeit folgenreich gewesen, aber im Westen unbekannt.

Noica selber, der Guru der Gruppe, lebte auf der Hohen Rinne / Păltiniş in der Nähe des siebenbürgischen Hermannstadt. Er schrieb Bücher, die in ihrer Rezeption auch eine gewisse Ambivalenz zuließen. Titel wie *Das rumänische Lebensgefühl* (1978) nahmen Positionen einer orthodoxen und gleichermaßen rebellischen Generation der Zwischenkriegszeit wieder auf, sie förderten aber auch den neuen Nationalismus des Regimes.

Aufbegehren

Das Denken auf dem Balkan ist mit viel zu vielen Begrenzungen konfrontiert, um frei sein zu können. Ob es nun die Orthodoxie als Tradition ist, die Lethargie der Gesellschaft oder der Minderwertigkeitskomplex Europa gegenüber. Es sind dem einzelnen zu viele Grenzen gesetzt, deren Überwindung unmöglich erscheint, weil es so gut wie keine kollektive Anstrengung zu ihrer dauerhaften Verschiebung gibt.

So bleibt der Versuch, die mentalen und praktischen Schranken zu überwinden, ein individuelles Aufbegehren, das nach wie vor einen starken anarchistischen Zug aufweist. Die Länder sind voller Spinner, Erfinder,

Verschwörungstheoretiker und Propheten. Die Folie aber, die über das Ganze immer schon gelegt war, ist die Folklore. Sie ist maßgeblich auch an der Subkultur beteiligt. Subkultur bildete sich auf dem Balkan gerade in jener Zwischenwelt der Vorstädte heraus, der Mahala und der Palanka. Sie erhielt durch die Aufhebung der kommunistischen Reglementierung, nicht zuletzt durch den Wegfall der Zensur, seit den 90er Jahren einen gewaltigen Auftrieb. Die neuen elektronischen Vervielfältigungstechniken trugen zu ihrer Verbreitung durch MC und CD bei. Auf den improvisierten Basarständen vor den Bahnhöfen der Städte begann ihr Siegeszug. Folkloristischer Sound-Mix, pornographischer, politischer oder Geschlechtertext. Ob in Rumänien, Bulgarien oder Serbien. Zum Ausdruck kam darin das Freiheitsgefühl der kleinen Leute.

In Serbien wurde diese Art Subkultur sogar beherrschend durch den so genannten Turbo-Folk. Ceca, die Frau des ermordeten serbischen Freischärlers und Gangsters Arkan, ist eine seiner bekanntesten Interpretinnen.

Dragostea din Tei. Ein rumänischer Popsong als europäischer Sommerhit

Die Populärkultur erweist sich immer wieder als frühe Plattform anstehender Entwicklungen. So befand sich in den deutschen Single-Charts im Sommer 2004 ein rumänischer Titel: *Dragostea din Tei*, die Liebe unter den Linden. Er belegte gleich in zwei Versionen die vorderen Plätze, mit O-Zone und Haiducii. Das Musikstück galt als der europäische Sommerhit des Jahres. Seinen Siegeszug trat es von Italien aus an, dem Wunschland und Auswanderungsziel vieler Rumänen. Dort hat die rumänische Sängerin Paula Mitrache mit ihrem Projekt Haiducii eine Cover-Version des Bukarester *O-Zone*-Hits eingespielt. Die Siebenundzwanzigjährige, vor fast einem Jahrzehnt Miss Bukarest, arbeitete später als Moderatorin und Schauspielerin. Im Interview sagt Paula Mitrache, sie singe in drei Sprachen: Rumänisch, weil sie ihre Wurzeln respektiere, italienisch, weil sie dieses Land liebe, und englisch, weil es die internationale Sprache sei. *O-Zone* wiederum, das Original, ist eine Boygroup, ein Trio, das aus der Moldaurepublik stammt und seit zwei Jahren den rumänischen Markt erobert. Was Rom für Bukarest darstellt, das ist Bukarest für das moldauische Chisinau. Es sind die Stufen Europas. Oder, emotionsloser gesagt, es ist

das Gefälle. Der Name *O-Zone* aber geht auf den telefonischen Sondertarif für die Moldaurepublik bei der rumänischen Firma Connex zurück. Die Moldaurepublik verkörpert eine Art weiterhin bestehende DDR Rumäniens.

Den entscheidenden Anschub für den Erfolg des Lieds bewirkte indessen eine Version des Haiducii-Titels, die der italienische DJ Gabry Ponte hergestellt hat. Sein Mix mischte die großen italienischen Clubs auf. Danach wurde Paula Mitrache zum Schlagerfestival in San Remo eingeladen und an Ostern spielten die Radiosender auf Mallorca den Song bereits rauf und runter. Über das Kuriosum eines Titels mit rumänischem Text in den Charts, der sogar als Handyklingelton zu erwerben ist, kann man aufschlussreiche Statements auf den deutschen Webseiten des Internethändlers amazon.de nachlesen. Einige finden es komisch, also exotisch. Es gibt, wie wir wissen, Vieles, was der Westen als exotisch ansieht. Manche freuen sich, dass es mal was anderes ist, nicht immer nur englisch. Auch hier ein Antiglobalisierungsaffekt? Eine Teilnehmerin am Chat erklärt, sie sei in Rumänien geboren und froh darüber, ein Lied in ihrer Heimatsprache zu hören. Roots, natürlich.

Das Lied ist ein typischer Dance-Titel. Flach genug, um international zu wirken. Wie meistens in solchen Fällen – erinnert sei an den Ketchup Song – wird man kaum sagen können, wie es zum Erfolg kommen konnte. Text und Clip sind von entwaffnender Schlichtheit. Es geht darin um ein Telefongespräch zwischen zwei Leuten, die eine Affäre haben, und auf eine Nacht unter den Linden anspielen. Der Anrufer bezeichnet sich als Heiduck und Held aber auch als Picasso. Der Text ist minimalistisch wie ein Comic, die einzelnen Wörter erscheinen wie Echos eines Gesprächs. Der Heiduck bietet das Glück an. Der Original-Clip spielt weitgehend im Flugzeug, er zeigt das Trio *O-Zone* auf seinem Höhenflug, sogar auf den Tragflächen des Jets. In die Handlung sind Comicbilder eingeblendet, zumeist folkloristische, und an einer Stelle sogar das Staatswappen der Moldaurepublik. Diese lokalen Symbole erscheinen wie Schatten hinter dem globalistischen Sound. Auffallend ist das eher zufällige Zusammenwirken verschiedenster Faktoren. Als Hauptprämisse fungiert ein offenes Europa, in dem eine rumänische Sängerin zwischen Rom und Bukarest pendeln und über die Grenzen hinweg ein konsumbereites Publikum mit Musik bedienen kann.

Die grenzüberschreitende Kommunikation schafft gemeinsame For-

men des künstlerischen Auftretens aber auch des Lebensgefühls, einen kulturellen Mix. In Bukarest wird die Auftrittsform der Boygroup kopiert, in Rom übernimmt ein DJ eine rumänische Melodie. Die westliche Clubszene wird zum Raum für die östliche Inszenierung. Die rumänische Sängerin nennt, indem sie auf den lakonischen Originaltext zurückgreift, ihr Projekt Haiducii, Heiducken. Das jedoch ist ein Balkanwort, und Balkanwörter kommen, seit dem Diskotheken-Erfolg der Zigeunerkapellen wie *Fanfare Ciocarlia*, im Westen gut an. Die Heiducken aber werden uns als Robin Hoods des Balkans präsentiert. Wir erinnern uns: Robin Hood ist der, der den Armen half. Arm und reich werden vom DJ zusammengeführt.

So nimmt Europa unterhalb der politischen Rhetorik Konturen an. Der Westen greift unspektakulär nach dem Osten. Die flachen Formen der populären Kultur scheinen dafür ideal zu sein. Sie weisen keine aufdringlichen Hierarchien auf. Vielmehr regen sie zum Mitmachen an, von Lissabon bis Bukarest. Wie kaum ein anderes Metier vermitteln sie den Eindruck, jeder habe seine Chance. Das aber schafft Zuversicht. Fun, oder wie man in Südeuropa sagt: Allegria. Vielleicht ist es ja doch die Spaßkultur, die noch vor der Verfassung die Europäer vereint.

Postmodernes Finale

Wie vielerorts das Festtelefon übersprungen wurde, so kam man auf dem Balkan mental von der Vormoderne zur Postmoderne. Das Überspringen von ›Epochen‹ und die Auswirkungen dieses Überspringens sind oft genug beklagt worden. Der Vorgang wurde meistens als unnatürlich bezeichnet und als folgenreich für das Denken und für die Gesellschaft und ihre Institutionen. Zeit, die Angelegenheit als Fakt zu betrachten.

Die Peripherie neigt zum Hybriden, was in der Postmoderne zum erstenmal für die allgemeine kulturelle Entwicklung typisch wird. Ihre Erfahrungen fressen sich in die Mitte des Kulturkreises. Was ist heute überhaupt noch authentisch? Was ist wirklich gewachsen?

Wenn Burger King in seinen Menüs Wraps einführt, hat das Globale seinen Siegeszug längst angetreten. »Food around the world«, lese ich auf der Speisekarte eines Berliner Restaurants. Man kann in London Bollywood entdecken, wie man früher in Sofia oder Ljubljana Lacan entdeckte.

Heute sind die Brass Bands vom Balkan fester Bestandteil der Weltmusik. Es sollte nicht mehr so viel nach dem Authentischen gesucht, sondern mehr das Faktische zur Kenntnis genommen werden. Der Balkan ist europäische Peripherie, weil er sich auf die europäischen Zentren bezieht und sich an ihnen mißt. An Rom, Madrid, Paris und London. Wie die europäischen Zentren bezieht er aber die großen Moden, die das Kulturleben bestimmen, aus Amerika. Der Balkan hat durch seine Auswanderer eine alte Beziehung sowohl zu den Zentren Europas als auch zu den Vereinigten Staaten. Um 1900 nahm die große Auswanderungsbewegung nach Amerika ihren Anfang. Einen weiteren Auftrieb erhielt die Auswanderung in den Nachkriegsjahren, als zahllose Menschen vor der Sowjetisierung flüchteten. Auch später gingen viele Kommunismusmüde und Dissidenten in die USA.

Die so angeeignete Kultur, die wir kurz als westliche bezeichnen, trifft auf dem Balkan immer noch auf die eigene Geschichte und vor allem auf deren bisweilen hysterische Metaphern. Das Amselfeld hat nicht nur das Zeug zum Epos, sondern auch zum Comic. Und diese Ambivalenz ist erhalten geblieben. Nirgends sind das Erhabene und das Lächerliche so nahe beieinander wie in der Peripherie. Mit dieser abgründigen Nähe aber müssen der Künstler und sein Publikum leben. Es ist, als werde die Avantgarde unentwegt vom Populismus untergraben. Weil es zu nahe beieinander ist, erscheint alles gefährdet. Die kulturellen Positionen kämpfen um ihr Territorium. Als ginge es mit jedem Schritt ums Ganze. Der Seher und der Nihilist sind manchmal kaum voneinander zu unterscheiden. Sie scheinen beide in der neuen Popkultur aufgehoben zu sein.

Für eine Praxis der Peripherie

Der Balkan betrat die Geschichte als Peripherie, er stellt dies auch am Beginn des 21. Jahrhunderts dar. Dieser ernüchternde Tatbestand ist in der öffentlichen Meinung der jeweiligen Länder keineswegs verankert. Dort herrschen vielmehr die Emotionen. Mal ist es der schiere Größenwahn, mal die totale Verzweiflung, die Denken und Handeln beherrschen.

Dazu kommt eine Philosophie des Peripheren, die uns vor allem darüber aufklärt, warum alles so ist, wie es ist, und besser nicht so wäre. Als sei diese Philosophie nur da, um den Istzustand zu bestätigen und die Protagonisten zu beruhigen. Wie aber sieht es mit der Praxis der Peripherie aus?

Der Rand wird wohl kaum mit der Mitte gleichziehen können. Jedenfalls nicht in den kommenden Jahrzehnten. Der Vergleich des Randes mit der Mitte ist zwiespältig. Durch die bessere Kommunikation und vor allem durch die Medien wurden die Vergleichsmöglichkeiten im 20. Jahrhundert viel zu groß.

Der Rand möchte Mitte sein. Der Vergleich fordert heraus, er weckt aber auch falsche Ansprüche. Der Rand möchte die konsumistischen Standards der Mitte erreichen, aber er denkt nicht daran, die Voraussetzungen, die dafür nötig sind, zu schaffen. Alle Balkanvölker leben weit über ihren Möglichkeiten. Es sind Gesellschaften auf Pump.

Eine Entwicklung der Peripherie erfordert ein hohes Maß an kollektiver Vernunft. Die Balkanvölker müssten sich an ihren eigenen Möglichkeiten und Kapazitäten messen. Das Zentrum und seine Standards sollten das Fernziel darstellen. Wie aber soll man sich das selber eingestehen und mit einer solchen Voraussetzung auch noch handeln können? Als könnte der Nihilist nicht nur optimistisch sein, sondern auch noch als Pragmatiker wirken.

Marktlage

Anlässlich der Eröffnung seiner Filiale im Mai 2002 verteilte der Supermarkt A. folgende Wurfsendung an die Haushalte einer Banater Kleinstadt:

> A. ist ein rumänisch-österreichisches Unternehmen mit Firmensitz in Temeswar. 2001 gegründet, hat A. sich vorgenommen, im Einzelhandel in Rumänien zu investieren, um an der Entwicklung des rumänischen Handels teilzunehmen, die menschlichen Werte in Rumänien zu fördern und den Rumänen eine zivilisierte Möglichkeit zu bieten, ihre täglichen Einkäufe zu tätigen. Das A.-Team besteht ausschließlich aus rumänischem Personal und wird von einer Gruppe junger Manager mit Sitz in Temeswar geleitet.

Der Text orientiert sich an den Idiosynkrasien der postkommunistischen Gesellschaft. Die Nationalisten werden mit dem ›rumänischen Personal‹ beruhigt, das Unternehmen verkauft nicht bloß Ware, es installiert gewissermaßen die Zivilisation, und geleitet wird es von einem ausdrücklich als jung bezeichneten Management. Er zeigt auch wie mit der fragmentierten Identität werbewirksam gespielt wird.

Die Identität erscheint angenommen und schöngeredet und trotzdem schicksalhaft. Man sitzt in der Holzklasse aber in Anzug und Krawatte. Europa ist eventuell woanders, aber man gehört dazu. Es ist die Fusion aus Vergänglichkeit, Fatalismus und Spiel, das Paradoxon des Randes, der die Mitte zitiert, endlos wie die Säule des Brancusi in der südrumänischen Stadt Tirgu Jiu.